

**Zeitschrift:** Heimatschutz = Patrimoine  
**Herausgeber:** Schweizer Heimatschutz  
**Band:** 41 (1946)  
**Heft:** 1: Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages

**Artikel:** Über die Mundart-Fibel  
**Autor:** Vogel, Traugott  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-173268>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Schulbehörden — bis hinauf zur kantonalen Erziehungskommission — sind anderer Meinung. «Möglichst früh und rasch schriftdeutsch», heißt die Forderung. Eine systematische Dialektpflege kennt also unsere Volksschule nicht, kennt, zugegeben, auch unser Seminar nicht. Unser Lehrseminar hat deutsch-, romanisch- und italienischsprachige Schüler. Wie soll da die Übungsschule, das Exerzierfeld für die Schulpraxis, lang im grünen Klee des Dialektes Blumenkränzlein winden? Aber halt! Das ganze Problem soll doch nächstens in einem Lehrerkurse zur Sprache und Klärung kommen. Auch die wissenschaftliche Dialektforschung darf natürlich nicht übersehen werden.

Weil man den Dialekt so wenig schätzt, seine Kraft, Anschaulichkeit, seinen Beziehungsreichtum und seine Herzenswärme so leichthin überschaut, ist es denn auch keine Ausnahme, daß eine stockdeutsche Gemeinde etwa einen romanischen Lehrer für ihre Unterschule sucht, der dann natürlich keine Beziehung zum deutschen Dialekt hat, sich rasch und fremd vorüber treibt und möglichst bald die hochdeutsche Sprache zu fördern sich bemüht.

Schwierig ist die Frage in Bündner Gegenden, die weder deutsch, noch romanisch sind. Damit kein Mißverständnis aufkomme, sei gesagt, daß wir Dialektpflege nur wirklich urchigen Deutschbündner Gegenden zumuten. Aber eben! Wir müßten noch zu viele davon überzeugen, welchen Segen das bedeutete, für Sprache, Geist und Seele. Dazu fehlt hier der Raum. Bevor aber die Einsicht nicht da ist, kann keine Besserung erwartet werden. Der Geist weht, wo er will.

Es gibt Gesellschaften, die sich des Romanischen mit Eifer, Ernst, Liebe und Erfolg annehmen. Sie seien gepriesen. Aber es gibt keine, die das Deutschbündnerische betreuen. Wo aber könnte sie noch behütet, gepflegt und gefördert werden, die gute deutsche Sprache in ihrer Mannigfaltigkeit, wenn nicht in Schweizer Gauen! Dann aber muß sie eben Muttersprache sein und die Kraft des Lebendigen, des heimlichen Waldbrunnens, haben.

*Martin Schmid.*

## *Über die Mundart-Fibel*

---

Der Lehrplan der Volksschule des Kantons Zürich schreibt vor: «Der Unterricht in der deutschen Sprache . . . geht von der Mundart aus und nimmt in allen Klassen, wo das Verständnis es erfordert, besonders in den untern Klassen entsprechend Bezug auf die Mundart.» Das Gebot ist also eindeutig: der Lehrer, der seine Schüler «zum Verständnis und richtigen Gebrauch der Muttersprache» anzuleiten hat, kommt im ersten Lese- und Schreibunterricht ohne Mundartfibel nicht aus. — Wie wird nun dieser Vorschrift nachgelebt? Im Kanton Zürich überhaupt nicht! Ja, als wir uns einer selbstentworfenen Mundartfibel bedienten, erreichte uns ein Erlaß des Schulamtes der Stadt Zürich: «Die Verwendung von Mundartfibeln kann . . . bei aller Sympathie, die der Förderung der Mundart entgegengebracht wird, nicht gestattet werden.» (Als Lehrmittel gelten die beiden schweizerischen Fibeln, beide hochdeutsch, die eine den analytischen, die andere den synthetischen Lehrgang

einschlagend. Analytisch: Man gibt dem Kinde ganze Wörter, ja ganze Sätze, und erwartet, daß es sie mit der Zeit zerlege = analysiere, um einzelne Laute daraus zu gewinnen; synthetisch: man führt ein Lautzeichen ums andere ein und läßt sie durch das Kind zu Wörtern zusammensetzen = Synthese.) Eine Fibel, die auf der eigentlichen Sprache des Kindes, der mehr oder weniger reinen Mundart von Wohnstube und Gemeinde, aufgebaut ist, findet sich nicht im Zürbiet, nicht eine einzige, es sei denn, sie werde vom Lehrer von Fall zu Fall und von Ort zu Ort geschaffen. Und dennoch oder gerade deshalb besteht je länger je deutlicher unter den Lehrkräften der Elementarstufe das Bedürfnis, das vornehmste geistige Bindeglied zwischen Haus und Schule, eben die Mundart, als Übergang vom Spielalter zum Lernalter zu nützen, um so das Bisherige, das Bekannte, mit dem Werdenden, Kommenden, Neuen zu vereinen. Es schlossen sich deshalb einige Lehrkräfte zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, um gemeinschaftlich die Grundlagen zu einer Dialekt-Fibel zu schaffen; und als man sich der methodischen Schwierigkeiten bewußt worden war, beschloß man, es möge vorerst einmal jeder seine theoretischen Einsichten und praktischen Erfahrungen in einem eigenen Lehrgange niederlegen und das Ergebnis an seiner Schulklasse erproben. So machte man sich — getrennt zwar, aber in ermutigendem Wissen um das ähnliche Streben der unsichtbaren Weggefährten — vereinzelt ans Werk, und als erstes Ergebnis liegt nun eine Züri-Fible im Entwurfe vor, die den ersten Leseunterricht ganz aus der Mundart (der Stadt Zürich) entwickelt. Die praktischen Erfahrungen mit dieser Fibel ermutigen zum Weiterführen des Versuchs. Die Kinder lernten das Lesen umso ringer, als hier eine zusätzliche Schwierigkeit ausgeschaltet worden war, nämlich die des hochdeutschen Wortlautes. Dieser löst ja meist ein schockartiges Erschrecken im Erstkläßler aus, das hinterher mühselig überwunden werden muß. Begreiflich, nicht wahr, dieser Schreck, wenn in der hochdeutschen Fremde des Schulzimmers ein Bäbi mit einem Male soll Puppe heißen, wo man nicht mehr «lose» darf, sondern «hören» muß, wo «stand uuf!» zu «stehe auf!» wird. — Bald schwanden beim Lehrer auch die anfänglichen Bedenken, das schweizerdeutsche Wortbild stehe möglicherweise dem hochsprachlichen im Wege und schaffe Unsicherheit in der Rechtschreibung. Im Gegenteil: die Dehnung durch Verdoppelung des Selbstlautes (Huus, Maa, choo) hat sich als klärender und wohltuender Grundsatz erwiesen («dure» [durch] und «duure» [erbarmen]; «Moos» und «Mose» [Flecken]; «suuri» [Beer] und «Suri» [Kreisel] usw.). Dabei lohnte sich auch der Vorsatz, im Bereiche der Fibel nach Möglichkeit jene Wörter zu meiden, die in beiden Sprachen gleich lauten, z. B. Taag, schön, um keine unnötige Doppelspur zu ziehen. Derart wird das Kind an Hand der Dialekt-fibel über die Feldwege der Mundart in die lockende Welt des Schreibens und Lesens geführt, und früher oder später kann in die breite Fahrstraße der Hochsprache eingelenkt werden. Allerdings lieber später als früher!

*Traugott Vogel.*